

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 24

Beilage zur Gleichheit

1915

Inhaltsverzeichnis: Die Frauen von Ruffach. Gedicht von Alberta v. Puttkamer. — Geisterfurcht und Geisterabwehr. Von V. Sommer. — Einige Quark- und Gelatinepeisen. — Feuilleton: Beim Gemeindevorsteher. Von Jeppe Kaljaer.

Geisterfurcht und Geisterabwehr.

Von V. Sommer.

Die Älteren unter den Lesern — sehr alt brauchen sie gar nicht zu sein — werden sich erinnern, daß in ihrer Jugendzeit Eltern, Verwandte und Bekannte, besonders in den langen Winterabenden, wenn für Weihnachten gebastelt wurde, sich die Zeit damit kürzten, Gespenstergeschichten zu erzählen. Vor dem Deutsch-Französischen Kriege, als es noch keine größere Arbeiterbewegung gab, die das Volk auf ein vernünftiges Strebeziel hinwies, war das noch ganz allgemein üblich — nicht nur auf Dörfern und in Kleinstädten, sondern auch in den Proletariervierteln der vorgezeichneten Großstädte. Man erzählte bei dem ruhenden Nüßköllchen — fast scheint es eine Ewigkeit her — nicht nur, was man in Geschichtenbüchern, die der letzte Jahrmart gebracht, gelesen oder von andern erzählt gehört, sondern auch, was man selbst „erlebt“ hatte. Das war nur in seltenen Fällen die Wichtigkeit und „interessant“ machende Dichtung, sondern die aufgeregte Phantasie und Schreckhaftigkeit ließ die Leute auf Kirchhöfen und Kreuzwegen, in Gegenden und Häusern, die als „nicht geheuer“ verrufen waren, im Dunkel der Nacht und selbst in den schlecht beleuchteten krummen Gassen der Städte wirklich allerhand erleben, wovon wir heute bei Glühlicht und Elektrizität uns nichts mehr „träumen“ lassen. Wir Kinder saßen damals dabei und hörten mit gestäubtem Haar den ernstlich geglaubten Vorgängen zu, und wenn dann Braumbier oder Schnaps zu Ende waren, wir neues Getränk holen sollten und uns sträubten, in die Dunkelheit hinauszugehen, dann gab's Büsse. Das war die einstige Erziehungsmethode — der Mensch mußte eben auf den Zusammenstoß mit Geistern vorbereitet sein.

Natürlich wurde bei den erwähnten Zusammentünften auch ernstlich erörtert, wie man sich gegen den oder die „Bösen“ schützen könne. Das Stoßgebetlein: Alle guten Geister usw. spielte dabei eine Hauptrolle; besser war es freilich, wenn man irgendeinen zauberkräftigen Gegenstand, ein Amulett, einen Talisman bei sich führte — sei es auch nur einer der einfachsten Art, wie ein Kreuzchen. Wenn es in katholischer Weise „geweiht und angerührt“ war, dann war das um so besser. Dieser Amulettglaube ist noch keineswegs ganz ausgestorben. Die „Jesusbriefe“ und dergleichen Dinge, die vor feindlichen Geschossen schützen sollen und im gegenwärtigen Kriege von mancher einfältigen Seele auf der Brust getragen werden, beweisen das.

Auf die einzelnen Schauergeschichten einzugehen, ist hier nicht der Ort, auch nicht um die einzelnen Arten der schreckenden, fragenden, aufhodenden, der sicht- und unsichtbaren, tier- oder menschengestaltigen Gespenster aufzuzählen. Der alte Aberglaube ist zum Glück in raschem Schwinden, die letzten vier Jahrhunderte haben mehr davon weggeschafft als die letzten vier Jahrhunderte. Bald wird der ganze Gespensterglaube verflungene Sage sein, und wir werden ihm keine Träne nachweinen, wie eine Anzahl bürgerlicher Romantiker, die selbst über diese „Dummheiten“ hinaus sind, sie aber beim Volke „herzig“ finden. Das Volk das noch wirklich daran glaubt, findet die Gespenster nämlich gar nicht „herzig“, sie sind ein Gegenstand der Furcht, oft großer Seelenqualen. Was wir hier geben wollen, ist die Erkenntnis der Ursachen, die zu der jahrtausendealten Geisterfurcht führten, einen Einblick in das Werden des Gespensterglaubens. Das wird ihn um so gründlicher beseitigen helfen.

Die Furcht vor Gespenstern hängt eng mit dem Seelenglauben zusammen, der, wie wir in früheren Aufsätzen zeigten, sich schon auf der Stufe der Wildheit bei dem Menschen entwickelt hat. Die Seele, die im Tod oder Schlaf den Menschen verlassen hat und nun umherspaziert, ist das Gespenst. Die Versuche, das Gespenst zu bannen, es an einen bestimmten Ort zu fesseln und unschädlich zu machen, führte zu allerhand religiösen Zeremonien, Zauberformen, Tänzen und vor allem zu den verschiedensten Begräbnis- und Trauergebräuchen. Wo kein Seelenglauben, da gibt es auch keine Gespensterfurcht, aber auch keine religiösen Begräbnis- und Trauerzeremonien. So schleifen die Stämme Kamtschailas, die noch keinen Seelenbegriff gebildet haben, den Leichnam einfach aus der Hütte und werfen ihn den Hunden vor. Sie haben keine Angst, daß der Tote darüber erboht sein und sie als Gespenst heimsuchen könne.

Ganz anders verhalten sich ihren Toten gegenüber alle jene Völker und Stämme, bei denen ein Seelenbegriff schon vorhanden ist. Sie nehmen an, daß die Seele auch nach dem Tode noch eine gewisse Vorliebe für ihre alte Behausung besitzt, wenigstens

Die Frauen von Ruffach.

Das war um des fünften Heinrich Zeit,
Der brach dem Bischof von Straßburg den Eid.
„Und wer mir Clemens als Papst nicht erkennt,
Den treffe in Rache, was sticht und brennt.“
Und er raubte in Ruffach das Bistum und Schloß,
Und er stürmte die Stadt mit Heer und Roß,
Herr Vogt, geht hin, zeigt eiserne Hand,
Bis sie Clemens als Herren von Rom erkannt!
Der Vogt übte Willkür mit Wut und Graus,
Das Glück schlich weinend zum Tor hinaus. . . .
Einst blaute ein schimmernder Ostertag,
Da glimmten die Blüten wie Herzen am Hag;
Da stieg es wie Weihrauch vom Blumengefeld,
Vom Kirchlein sangen viel Stimmen mild —
Und ängstlich huschten die Bürger hinein,
Als könnt wer die heilige Schwelle entweihn.
Grad fällt ein Goldstrahl ins Kirchentor,
Da wandelt ein herrliches Mädchen hervor.
So rein ist die Stirn und so scheu ihrtritt,
Da troht ihr entgegen ein eherner Schritt.
Es bricht sich der eiserne Vogt die Bahn:
„Euch hat der Kaiser in Acht getan;
Ihr alle seid mir zu eigen und Fron.
Ich such meiner Lust den süßesten Lohn.“
Zwei Knechte schleppten die Maid hinweg;
Da tritt in die Reihen der fahle Schreck.
Und die Mutter sinkt stehend zur Erde hin:
„Auf, Männer! Macht eisern die Faust und den Sinn!
Wenn der Kaiser und Vogt unser Heiligstes zwingt
Und die Freiheit mit Wildheit niederringt,
Dann ist's Zeit, daß das Gräßliche, was sie gesät,
Das Schwert der Verzweiflung niedermäht. . . .“
Die Männer schau'n wie verwirrt und gebannt,
Und keiner regt zu Taten die Hand.
Da erhebt sich die Mutter in höchster Not,
Ihr Wort klingt gewaltig wie ein Gebot:
Und knebelt er eure Männerkraft,
So ruf ich ein Höheres aus der Haft,
Ihr Frauen, aus eures Herzens Blut
Erweck ich der Mutter heiligen Mut!
Wem warmes Blut in den Adern rinnt,
Der eile zum Kampf für ein schuldloses Kind!
Da fahren sie stolz wie Löwinnen auf —
Sie entreißen den Männern der Schwerter Knauf,
Und die Entflammten wachsen zum Heer
Und greifen in heiliger Wut zum Speer —
Und wie sie den Bergpfad stürmen hin dann,
Da fällt's von den Männern wie dumpfer Vann.
Die Ruffacher strecken mit Hieb und Stich
Den Vogt und alles was kaiserlich. . . .
Und Heinrich der Fünfte enteil't zu Roß
Nach Kolmar mit seinem zerzhmolzenen Troß. . . .
Die Sage kündigt: Der Kaiser vergaß
Die Krone, und ward gar schreckensbläß;
Und Mantel und Zepter fand er nicht mehr,
Noch fürstlich Gewaffen und Manneswehr.
Noch die siegenden Frauen haben zur Nacht
Noch Krone und Zepter zum Kirchlein gebracht;
Und den Mantel, purpurdunkel und fein,
Den hüllen sie um den Altarschrein. . . .
Wenn die Liebe im Frauenherzen erwacht,
So loht sie empor zu reinerer Macht,
Als Mannesmut und Herrschergewalt,
Und alles Schöne in feiner Gestalt;
So wird sie in heiliger Leidenschaft
Des Welttrundes tiefster Kraft.

Alberta v. Puttkamer.

gerne in deren Nähe weile. Weiß der Wilde doch im ersten Augenblick nach Eintritt des Todes überhaupt nicht, ob die Seele endgültig ausgefahren oder nur spazieren gegangen sei. Hatte man doch bei Betäubungszuständen schon erlebt, daß sie nach tagelanger Abwesenheit wieder in den Körper zurückgekehrt war. Bleibt die Seele nun zu lange aus, dann beginnt man sie zu rufen, damit die etwa Verirrte den Weg zu ihrer Wohnung zurückfinde, und es ist meist die Aufgabe der Weiber mit ihren schrillen Stimmen, das zu besorgen. Sie machen denn auch vielfach einen Lärm bei dem Toten, daß er auf alle Fälle wieder erwachen müßte, wenn er nicht ganz tot wäre. Diese Sitte hat sich bis weit hinein in die Halbkultur erhalten, und auch aus der Bibel kennen wir die Einrichtung der „Klageweiber“ (Jer. 9, 17), die hier schon eine Art Gewerbetreibende und halbe Hauberinnen sind, denn sie werden an der erwähnten Stelle ausdrücklich „die Kundigen“ genannt (Luther: „die es wohl können“). Auch in gewissen Gegenden Deutschlands ist diese Sitte noch nicht lange ausgestorben. So wurden noch im vorigen Jahrhundert in Gera Klagenbe, sich (das heißt nur ihre Schminke) ihr Gesicht zertragende Leichenweiber, als die Nachfolgerinnen der serbischen Klagefrauen festgestellt.

Ist alles Geschrei umsonst, sieht man an den eintretenden Spuren der Verwesung, daß die Seele endgültig den Körper verlassen hat, so kommt es darauf an, sich vor den Heimsuchungen der Seele, die man für unwirksam und tödlich hält, zu schützen. Das geschieht im kulturlosen Zustand am einfachsten dadurch, daß die Horde den Leichnam liegen läßt und ihres Weges weiterzieht. Im besten Fall deckt man den Toten mit einigen Zweigen oder etwas Erde oberflächlich zu, zündet wohl auch für die ersten Bedürfnisse der Seele ein Feuer an und legt einige Nahrungsmittel dazu. Den alten Lagerplatz meidet man so lange wie möglich. So geschieht es heute noch bei den schweifenden australischen Stämmen. Selbst dort, wo der Neger bereits zum Hüttenbau vorgeschritten ist, gibt es noch kleine Gruppen, die den Toten noch in seiner Hütte lassen, das gesamte Dorf aber abbrechen und an entfernter Stelle wieder aufbauen.

Hat der Urmenich dieses Stadium ein wenig überwunden, dann findet er es selbstverständlich einfacher, den Leichnam aus der Gemeinschaft der Lebenden zu entfernen. Der Tote wird in einen Busch getragen oder auch, wenn fließendes Wasser in der Nähe ist, in dieses geworfen — das führt den Körper und die ihm anhängende Seele sicher hinweg. Seeanwohner, besonders auf Inseln von beschränktem Umfang, versenken deshalb die Leichen gern ins Meer oder stoßen sie im Kahn des Toten darauf hinaus. Noch heute läßt der vornehme Jude seinen Leichnam am Ufer des heiligen Gangesstroms verbrennen und die Asche in dessen Fluten werfen — der ärmere zieht freilich das einfachere Verfahren vor, dem Flusse gleich die ganze Leiche anzuvertrauen. Auch die alten Ägypter und Babylonier haben einfiel, wie ihre Sagen melden, dieselben Bestattungsgebräuche beibehalten. Daraus erklären sich die häufigen Erzählungen von Geistreichen in Wäldern, auf Bergen (die man später als Begräbnisplätze bevorzugte), in Flüssen, Seen, über dem Meere.

An den erwähnten Orten aber wurden, wie die einfachste Erfahrung lehrte, die Leichen von den Tieren gefressen — von Wölfen, Schakalen, Geiern, Raben, Krokodilen, Haien und anderen Fischen. In diese gingen dann die Seelen ein, und das führte dann zu den bei den Wilden häufigen Anschauungen, daß jene Tiere ihre „Väter“ seien. Die Parzen in Indien haben die Sitte der Bestattung der Leichen im Tiermagen noch bis in historische Zeiten festgehalten — sie setzten ihre Toten an besonderen Orten (Leichentürmen) in öden Gegenden aus, damit sie dort von Hunden oder Geiern verpeißt werden.

Die Furcht vor der Seele führte den zwar falsch, aber mit einer unerbittlichen Konsequenz denkenden Urmenschen zu noch unschöneren Handlungen. Der schweifende Stamm mußte seine Schwachen und Kranken, getötet oder noch lebendig, notwendig auf seinem Wege zurücklassen. Aber auch viele bereits festhaft gewordene Stämme suchten sich der Totenseelen dadurch zu erwehren, daß sie bereits die Schwerverkranken und Sterbenden aus ihrer Mitte entfernten. Der Raffer läßt niemand in seiner Hütte sterben; den mit dem Tode ringenden Alten schleift man hinaus und läßt ihn verkommen, und nicht anders verfährt man mit dem Schwerverkranken. Noch die griechische Sage erzählt vom Helden Philoktetes, den seine Kampfgenoßenen mitleidlos mit einer schweren Wunde auf einer Insel aussetzten. Auch die alten Germanen sind von der üblen Sitte, Sterbende in einem leeren Kahn ins Meer hinauszustoßen, nicht freizusprechen. Das ist eben die Urzeit!

Muß man die Leiche notgedrungen in der Nähe lassen, so legt man, wie am Kongo, die Hütte nach Entfernung des Toten aus, reißt sie wohl auch nieder, wie bei den Raffern, wenn sie einen Todesfall in ihr nicht verhindern konnten, und die Angehörigen bauen sich eine neue. An der Westküste Afrikas überläßt man die

Hütte ein volles Jahr dem Toten — dann übergibt man dem Geiste eine kleinere und bezieht die alte wieder. Das ist bereits eine höhere Stufe. Die Seele schließlich zur Sitte der Grabkapellen und Mausoleen.

Die Gewohnheit der Toten, die Leiche zu seßeln, ist ebenfalls ein naiver Versuch, die Seele an ihren einstigen Aufenthaltsort zu bannen. Sie schnürten die Arme und Beine des Toten fest an den Oberkörper und machen so ein wahres Bündel aus ihm, ähnlich wie sie es wohl auch mit gefährlichen Gefangenen machten. Auch die zivilisierteren alten Peruaner begruben so. Ähnlich verfährt man noch heute an der Südsee. Diese Art der Bestattung muß einst weit verbreitet gewesen sein, denn die sogenannten „Hodergräber“ findet man in der ganzen Welt. Die alten Phöniker banden ihre Toten, selbst als sie bereits in feste Steinfarkophage legten, noch besonders an ein Brett an. Auch die Ägypter der Steinzeit machten Hoder: sie banden Beine und Arme mit zähen Ruten am Hals der Leiche fest. Ihr späteres Umwideln der Mumien mit ungeheurer langen „Binden“ hatte ganz gewiß denselben Zweck der Fesselung; die Seele sollte zwar leben bleiben — aber nur für „jene“ Welt. Manche Forscher führen auch das vielfach gebräuchliche Umschnüren der Negerfetische, die oft ein Stückchen von einem Toten (Reliquie) enthalten, auf denselben Gedanken zurück. Wenn der christliche Russe heute noch auf die Leiche oder um den Sarg einen einfachen roten Faden legt, so weiß er sicher nicht mehr, was er tut, uns aber erklärt sich dies als ein Rudiment (Überbleibsel) solch alter Sitten. Auch in der alten religiösen Mythologie wird der Dämon, der nicht zu löten ist — Ariman, Typhon, Satan — gefesselt, und bei den alten Völkern war Anbinden, Anketten und Einschließen von wilden Göttern sehr beliebt.

Der sanfte Bewohner der Mariannen stellte neben den Sterbenden einen Korb und bat die Seele, sich da hineinzubegeben und dies auch bei späteren Besuchen zu tun. Der germanische Naßbaum erklärt sich aus demselben Gedankenkreis. Unsere Sitte, Kreuze und Denksteine auf den Gräbern zu errichten, geht letzten Endes auf nichts anderes zurück. Das „Ruhe sanft!“ auf so vielen christlichen Gräbern sollte ursprünglich wohl soviel heißen als: Laß mich in Ruhe! Manche Wilde bedecken den Toten mit schweren Steinen oder einem großen Erdhäufen, weniger um ihn vor dem Gefressenwerden zu schützen, als um sich selber vor den Besuchen der Seele zu bewahren. Je stärker und gewalttätiger der Mann in seinem Leben war, je mächtiger er über die Menschen herrschte, desto größer muß zur Wändigung seiner Seele auch die Pyramide sein, die man über ihm aufhäuft. In der Wüste legt heute noch der Wüstenwanderer stets ein Steinchen auf ein solches Hausengrab — das hält man heute für „Pietät“, während es früher einfach Furcht war. Auch die ägyptischen Bauwerke dieser Art sind ins Riesige gewachsene Erdhäufen, nur daß die mächtigen Erbauer sie prägnant für ihre eigne Seele schufen. Auch die in Norddeutschland häufigen „Hünengräber“ gehören hierher.

In folgerichtiger Weiterbildung der Seelenabwehr schreckt der Wilde auch vor Verstümmelung der Toten nicht zurück: man bricht ihm die Beine, damit er nicht zurücklaufen, oder ihm die Arme, damit er nichts tun kann. Ja man schneidet hier und da ihm sogar den Kopf ab, weshalb so viele kopflose Gespenster herumlaufen. Diesem Kopfabschneiden huldigten auch die hochzivilisierten, aber vorsichtigen alten Ägypter.

Nachdem man einmal die Erfahrung gemacht hatte, daß beim Verbrennen eines Gegenstandes eigentlich nichts mehr übrig blieb, verbrannte man, besonders in Zeiten der Halbkultur, mit Vorliebe die Leichen, zumal der führenden „Helden“, deren Seelen man besonders große Kräfte zutraute. Trotzdem schuf man ihnen aber noch große Grabhäuser, die zum Teil die Jahrtausende überdauern haben und von der modernen Wissenschaft wieder ausgegraben werden. Die Sage erzählt von den Westgoten, daß sie zur Zeit der Völkerwanderung ihrem großen Heerkönig Marich ein Grab im Flußbett des Dufento aushoben. Gewiß mit aus Grobheit, vielleicht aber auch, um seiner Seele Ruhe zu verschaffen vor den nachsüchtigen Händen der Römer. Auch das Aufessen des Leichnams dient zum Teil der Abwehr des Totengeistes. Stämme nördlich des Amazonasstroms brennen und pulverisieren sogar des Toten Knochen, um sie bei Festen, gemischt unter den üblichen Nauschrank, zu genießen. Wie die Seele eines tapferen Feindes in sich aufzunehmen die eigene Kraft nur stärken kann, so auch der Genuß der Seele eines geachteten Stammesgenossen. Aus diesem Gedanken heraus erklärt sich die Menschenfresserei der wilden südamerikanischen Waldindianer wie der allgemein als sanft geschilderten Bewohner der Südsee, wenngleich für später eine gewisse Lederhaftigkeit nicht abzustreiten ist. Aber es steht jetzt ziemlich fest, daß die Hawaiianer ihren Entdecker Cook, dem sie mancherlei Wohlthaten verdankten, bei seiner Abreise nur aus Liebe erschlugen, weil sie seine Seele bei sich behalten wollten. Ein christlicher Heiliger ist im mittelalterlichen Spanien diesem Schicksal nur knapp entgangen. (Schluß folgt.)

Einige Quark- und Gelatinespeisen.

In der letzten Nummer haben wir unseren Leserinnen einiges über den Nährwert und die Verwendung von Quark und Gelatine im Haushalt mitgeteilt. Hier geben wir einige Kochvorschriften. Sie sind einem in Stuttgart bei Kohlhammer erschienenen Heftchen entnommen, in dem Frau Anna Lindemann „einige wenig bekannte Gerichte für fleischlose Tage“ zusammengestellt und mit einer ernährungswissenschaftlichen Einleitung versehen hat.

Quarkklöße. 100 Gramm Kartoffeln, $\frac{1}{4}$ Pfund Quark, 60 Gramm Mehl, Salz, 2 Eier. Die Kartoffeln kocht man den Tag vorher, schält und reibt sie; den Quark streicht man durch ein Haarsieb und vermischt ihn mit den Kartoffeln. Dann gibt man Eier, Mehl und ein wenig Salz daran, schafft den Teig tüchtig durcheinander und formt Klöße daraus, die man in kochendes Salzwasser einlegt und 15 Minuten langsam kocht.

Quark mit Kräutern. 1 Pfund Quark, 2 Eßlöffel Kräuter (Petersilie, Dill, Thymian, Estragon und dergleichen), 8 Eßlöffel Milch, eine Prise Salz. Den Quark durch ein Sieb streichen, mit der Milch verrühren, die feingewiegten Kräuter und Salz untermengen.

Quark mit Schokolade. 1 Pfund Quark, 125 Gramm Schokolade, 1 Eßlöffel Zucker. Den Quark durch ein Sieb streichen, geriebene Schokolade und Zucker untermengen. Zum Garnieren kann man einen kleinen Teil ohne Schokolade zurücklassen.

Süßer Rudelelauf mit Quark. 1 Liter Milch, 25 Gramm Buttererz, eine Prise Salz und 40 Gramm Zucker werden zum Kochen gebracht und 200 Gramm Hohnudeln oder feine Nudeln darin weichgekocht. 1 Pfund Quark wird durch ein Sieb gestrichen und mit 40 Gramm Zucker und 25 Gramm zerlassenem Fett vermischt. Hierauf füllt man Nudeln und Quark abwechselungsweise in eine vorbereitete Auflaufform, die oberste Lage müssen Nudeln sein. Man belegt den Auflauf mit Fettschöckchen und backt ihn $\frac{3}{4}$ Stunden im Ofen.

Mandelsulz. $\frac{3}{4}$ Liter Milch, 60 Gramm Mandeln, 150 Gramm Zucker, 15 Gramm Gelatine (12 bis 14 Blatt). Die abgebrühten, geschälten Mandeln werden fein gehackt oder gerieben. Dann gibt man sie mit den anderen Zutaten zusammen und läßt das Ganze aufkochen. In eine vorbereitete Form geschüttet, läßt man die Speise in Eis erstarren. — Will man die Speise nährstoffreicher machen, so kann man ein bis zwei Eigelb nach dem Aufkochen unter die Masse quirlen. (Ähnlich läßt sich die Speise mit gerösteten, gemahlten Haselnüssen herstellen.)

Gemüsesulz mit Reis. $\frac{1}{2}$ Pfund verschiedenes Gemüse, Salzwasser zum Kochen, $\frac{1}{2}$ Pfund Reis, Salzwasser und Suppengrün, 2 Eßlöffel gewiegte Petersilie, 12 Gramm Gelatine auf $\frac{1}{2}$ Liter Flüssigkeit, Salz und Essig nach Geschmack. Gemüse und Reis je einzeln weichkochen. $\frac{1}{2}$ Liter Flüssigkeit mit Salz und Essig abschmecken, Gelatine darin auflösen, aufkochen lassen, abkühlen. Spiegel gießen, Gemüse, Reis und Sulz schichtweise einfüllen, erkalten lassen, stürzen.

Sulz von Fleischresten. $\frac{1}{2}$ Liter Wasser, $\frac{1}{2}$ Liter Essig, $\frac{1}{2}$ Liter Wein, $\frac{1}{2}$ Lorbeerblatt, 4 Pfefferkörner, 8 Nellen, 1 Scheibe Zitrone, $\frac{1}{2}$ Pfund Fleischreste, 20 Gramm weiße Gelatine, 1 Bouillonwürfel, etwas Maggi. Das Wasser wird mit dem Gewürz 10 Minuten gekocht, die anderen Zutaten, mit Ausnahme vom Fleisch, dazugegeben und durch ein Sieb gegossen. Eine gut ausgepülte Ringform wird 1 Zentimeter hoch mit der Brühe gefüllt und auf Eis gestellt. Das Fleisch, gleich welcher Sorte, wird durch die Hackmaschine getrieben und mit der noch übrigen Flüssigkeit vermischt. Dieses füllt man auf die erstarrte Sulz und läßt es gesehen.

Saure Milchspeise (sehr gut). $\frac{1}{2}$ Liter saure Milch, Saft einer Zitrone, 14 Gramm rote Gelatine, $\frac{1}{4}$ Glas Rum, 150 Gramm Zucker. Die Milch quirlen, durchsieben, etwas erwärmen, eingeweichte Gelatine im kochenden Zitronensaft auflösen, Zucker und Rum in die Milch geben und in die Masse mischen; das Ganze in geölte Form füllen und kalt stellen.

Milchulz. 1 Liter Milch, 200 Gramm Zucker, $\frac{1}{2}$ Stange Vanille, 20 Gramm Gelatine. Die Milch wird mit der zerschnittenen Vanillestange aufgekocht und $\frac{1}{4}$ Stunde zum Ausziehen hingestellt. Dann gibt man Gelatine und Zucker dazu, läßt alles unter Rühren noch einmal aufkochen und schüttet es durch ein Sieb in die mit Wasser ausgepülte Form. Man läßt die Speise einige Stunden, möglichst auf Eis, erkalten.

Schokoladesulz. $\frac{3}{4}$ Liter Milch, 1 Viertelstück Vanillin, 30 Gramm Kakao, 200 Gramm Zucker, 15 Gramm weiße Gelatine (12 bis 14 Blätter). Alle Zutaten gibt man mit der kalten Milch in eine Messingpfanne und rührt das Ganze mit dem Schneebesen bis zum Kochen. In einer gut vorbereiteten Form läßt man die Speise einige Stunden erkalten.



Beim Gemeindevorsteher.*

Als Per das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, mußte er „des Königs Rod“ anziehen, wodurch er gezwungen war, Kild Pejrsen den Dienst aufzusagen, so leid es beiden tat.

Wieder heimgekommen, verdingte er sich als Oberknecht bei Hans Nielsen, dem Gemeindevorsteher. Das war ein Mann, gemessen und gepreist in seinem Auftreten, daheim wie außer dem Hause; sein Blick war kalt und streng; er beteiligte sich nicht selbst an der Arbeit, sondern ging wachsam umher wie ein beachtender Verwalter, dessen Befehle augenblicklich befolgt werden mußten. Er ließ sich auf keinerlei Vertraulichkeit oder Scherz ein wie Kild Pejrsen, dagegen hatte er nichts von dem mürrischen Wesen des Bertel.

An einem Oktobertag hatten sie bei Nielsen Kartoffelernte. Schon bei Sonnenaufgang kamen die Leute auf zwei zusammengekoppelten, knarrenden Leiterwagen auf dem Felde angefahren. Es waren die Allerärmsten des Kirchspiels, die zu der Arbeit des Kartoffelgrabens angenommen wurden. Der Vorsteher verstand sehr wohl, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusüßeln, und wer von diesen Ausgestoßenen hätte wagen können, diesem Gemeindevorsteher einen Tag Arbeit zu versagen? Die meisten waren alte, entkräftete Menschen, die auf gebrechlichen Füßen standen. Aber triehen konnten sie immerhin noch; und da es hier nicht mehr brauchte, war so weit alles gut und schön; denn wie Hans Nielsen bemerkte, „das mühte schon das allerjämmerlichste Geschöpf sein, das nicht einmal zum Kartoffelausnehmen zu gebrauchen wäre“. Die verjammelte Schar war eine ausgezeichnete Illustration zu diesem geflügelten Wort des Gemeindevorstehers.

Da war der 70jährige Iwer Radsen mit den roten verglasten Augen und der hohen knotigen Stirn, in der die Nuzeln wie mit einer Egge eingeritzt schienen. In seiner Jugend hatte er an der Schlafzimmertür Friedrichs VI. Wache gestanden, und er erzählte gern Geschichten aus seiner achtjährigen Soldatengeit. — Da war der hagere schwarze Tischlerfranz, der verhubelte Dangard, der die feinsten Eichenfärgen für die reichen Leute der ganzen Gegend gezimmert hatte, aber jetzt von allem so entblößt war, daß er kaum ein Stemmisen besaß. Dann war da der Wulle Stajbaek,

* Aus Jeppe Kajjaer: Die Kinder des Jorns. Eine Gemeindegeschichte. Verlag von Georg Meiseburger in Leipzig. — Wieder sind es die Skandinavier, die als Pioniere der modernen proletarischen Literatur kraftvoll vorangehen. Im Verlag von Meiseburger, Leipzig, sind bereits eine ganze Reihe nordischer Proletariendichter in deutscher Übersetzung erschienen. Von Martin Andersen Nexö, dessen gewaltiger Roman Velle, der Eroberer in fast allen größeren Parteizeitungen seinerzeit erschienen ist, finden wir hier eine ganze Reihe Erzählungen, Novellen, Reisebilder und den Roman Sühne. Andersen Nexö war Steinbrucharbeiter, Viehhüter, Bauernknecht, Schuhmachergeselle und hat sich zu einem der bedeutendsten Künstler seiner Zeit emporgeschafft. Johann Falkberget war noch vor wenigen Jahren Grubenarbeiter in Norwegen. Seine Erzählungen führen mitten hinein in das nordische Bergarbeiterleben. Auch die Seemannsgeschichten des einstigen Matrosen John William Nylander und die Arbeiterromane Johann Skjoldborgs bringen Meiseburgers Nordische Bücherei. Jeppe Kajjaers die Kinder des Jorns entrollen in aller Einfachheit ein erschütterndes Bild aus dem Leben der Bauernknechte und Landtagelöhner Dänemarks. Mit kräftigen Strichen sind die prozigen, brutalen Hofbauern gezeichnet. Das ärmliche und der schlimmsten körperlichen und sittlichen Verwilderung ausgelegte Dasein des Hütters, das Los der Bauernknechte und Mägde, die armen, gedrückten, geistig wie körperlich verkrüppelten Landtagelöhner, die Anfänge einer Arbeiterbewegung auch in diesen Schichten, das alles rundet sich zusammen zu einem großen Gesamtbild, zur padenden Tragik einer ganzen Bevölkerungsgruppe, zur erbarmungslosen Anklage gegen ein herrschendes System. Und auch dort, wo die Zustände im einzelnen anders sind, wirkt das Erzählte dennoch typisch, denn die Ausbeutung ruft überall dieselben rücksichtslosen Unternehmercharaktere, jenes scheue und gedrückte Wesen der Abhängigen hervor, und überall kämpft sich aus dem Sumpf der Unwissenheit, Armut und geistigen Knechtschaft ein neues kampftüchtiges Geschlecht empor. Das hier abgedruckte Kapitel zeigt die Verhältnisse auf dem Bauerngut eines Gemeindevorstehers, der die Bedeutung seiner amtlichen Stellung geschickt auszunützen versteht, um dadurch seine wirtschaftliche Übermacht noch zu stärken und die Ausbeutung der Gemeindarnen systematisch zu betreiben. Die Psychologie des armen Tagelöhnervolkes, das sich alles gefallen läßt, in Schmutz und Siedetum an Geist und Leib verkümmert, ist von erschreckender Wahrhaftigkeit. Die Sprache ist voll bündiger Kraft und berber Anschaulichkeit.

dem seine gebogene Nase den Spitznamen Sperber eingetragen; er war einst für einen städtischen Metzger als Viehaukäufer umhergezogen; zur Erinnerung an bessere Tage trug er noch immer zwei abgegriffene Silberknöpfe oben an der verschlossenen Weste; ehemals war diese ausgefüllt gewesen, jetzt hätte sich ein Erwachsener zwischen Bauch und Weste einschließen können. Endlich war auf der Männerseite noch das Gneißel, ein kleines, galliges reizbares Männchen, das ganz entseßlich unablässig fluchte und den Teufel anrief.

Dann die Weiber! Voran die starkknochige, männliche Galopp-Sofie, die tüchtigste Kartoffelausnehmerin der ganzen Gegend. Ebenso kräftig wie ihre Hände arbeitete ihr Mundwerk, obgleich ihr hierin die Mette nicht um vieles nachstand, dieselbe Mette, die vordem mit Per auf dem Mörhof gebient hatte und nun nach bewegter Fahrt von den wilden Lebenswogen zusammen mit anderem Brack auf das Kartoffelfeld des Gemeindevorstehers gespült worden war. Sie war nämlich — nach Wunsch — in ganz exemplarisch gesegnete Umstände gekommen. Der Verwalter auf Söfzig hatte ihr sogar zu einem Zwillingsspaar verholfen. Dank einer kleinen Abfindung hatte sie sich dann mit Lauren verheiratet, war später mit einer Kunstreitertruppe durchgegangen, doch schließlich zu ihrem trauernden Ehegespons zurückgekehrt mit vier Kindern, deren höchst verschiedenartige Gesichter eine kleine Musterkarte der ländlichen Demokratie der Gegend bildeten. Die dritte von den Weibern war „die stille Line“, eine Schwester des Tagelöhners Komler; sie war ein schwächtiges, bleiches Frauchen mit gutmütigem Gesicht. Sie hatte auf der Brust eins weggenommen, drehte sich jeden Augenblick um und hustete jämmerlich.

„Mögt euch jetzt hinstellen, wo's einem jeden paßt,“ sagte Per, der Schar zugewendet. Er hatte bereits mit der Forke die ersten Kartoffelpflanzen aufgelockert und arbeitete sich rücklings immer weiter den Acker hinab.

„Jetzt heißt es sich aber dazu halten, solange das Wetter anhält; ich fürchte, wir kriegen heute noch einen tüchtigen Guß.“ Er blickte nach dem Osthimmel aus, wo die Sonne in großen Wolfenfeßen schwamm.

Ein kleiner Kampf entspann sich darüber, wo jeder zu hoden käme; alle stritten um den Platz zunächst der Galopp-Sofie, von der man wußte, daß sie sich nicht lange besann, auch dem Nebenmann ein paar Kräuter mit auszustechen, wenn er nicht Schritt zu halten vermochte.

Als Sofie mit Benugtung wahrnahm, daß man sich um ihre Nachbarschaft stritt, sagte sie rasch die stille Line am Arm:

„Komm du zu mir, hat unser Herrgott zur alten Ahn gesagt! Tun also wir zwei uns nebeneinander legen und mitfammen unterhalten!“

Die anderen verteilten sich aufs Geratewohl.

Die erste Viertelstunde waren alle bei bester Laune. Da waren die Kräfte noch frisch, und jeder hatte eine Menge köstlicher Neuigkeiten mitgebracht, die es auszuklammern galt. Man teilte mit freigelegten Händen davon aus. Die ganze Gegend wurde durchschmarrt wie ein Ententeich; jedes bedauerliche und ungewöhnliche Ereignis wurde erörtert und bekräftigt, jede ins Unglück geratene Jungfrau in diesem wie in den angrenzenden Hebammen-districten mußte dahier zwischen den Erdäpfelstücken gehörig Spieckruten laufen. Bauern und Häusler, Herren wie Dienstleute, wer nur den kleinsten Rest an seiner Ehre, das winzigste Sündenfältchen an seinem Namen oder Ruf sitzen hatte, der wurde vor die Schranken der am Boden kriechenden Volksjury geladen.

Besonders war Mette unerschöpflich an Standalgeschichten: sie war selbst der Mittelpunkt so vieler gewesen, daß sie mit allem erforderlichen Weisheit zu schildern verstand. Und so oft sie eine neue zum besten gab, schloß sie mit der Wendung:

„So hab ich's wenigstens gehört; ob's aber wahr ist oder nicht, könnt ich nicht sagen.“

Mettes Geschichten hatten bisher nur Beifall und Befriedigung in den Reihen erregt, und von ihrem Erfolg angefeuert, verfiel sie auf die unglückselige Idee, sich auch über Anna herzumachen, Bers Flamme noch aus den Kinderjahren.

Anna war auf Söfzig als Stubenmädchen in Dienst getreten, wogegen sich ja nichts einwenden ließ. Aber nun wußte Mette allerlei von dem Glück zu erzählen, das sie bei den Männern mache, indem sie mit einem Kontrollassistenten „so gut wie verlobt“ wäre, zugleich aber den Verwalter zu den verdächtigsten Zeiten des Tages und der Nacht bei sich einlasse.

„Ja, die Leute behaupten sogar, sie wär schon einmal drinnen in Kopenhagen gewesen; denn dort läßt sich's ja leicht verheimlichen; aber natürlich verlangen sie dann auch ihre gute Bezahlung dafür!“

In diesem Augenblick flog auf Mettes Gimer ein Kartoffelkraut, und die daran haftenden Erdklumpen und Steine sausten ihr um die Ohren. Als sie aufschaute, stand Per zähneknirschend vor ihr, die Hand an den Forkenschaft gepreßt, daß die Knöchel förmlich aus der Haut hervorstachen.

„Kannst du's bezeugen, was du da sagst? Ich sag, hast du was, an das du dich halten kannst? Denn hast du nichts, dann sei so gut und halt dein Maul, und zwar augenblicklich.“

Bers Augen standen ihm wie zwei Kiesel aus dem Kopfe.

„Jh, Gott behüte!“ sagte Mette und errötete bis unter ihre schmutzige Halsleiste.

Die anderen schauten mit verlegenem Lächeln von Per auf Mette.

Damit war ihr fürs erste das Spiel verdorben. Nun nahmen die Männer das Gespräch auf. Sie interessierten sich nicht so sehr für die Liebe und dergleichen wie für Ernährungsfragen. Sie erörterten, wo der billigste Kautabak zu haben wäre und was zur Kirmes ein Scheffel Roggen kosten würde.

„Ist's wahr, wie man hört, daß der Krämer nicht mehr aufkommt?“ begann Wolle Stajbaek.

„Was sagst du? der Kraen Phbsker ist krank!“ fragte Per und ließ die Forke ruhen.

„Ja, ganz auf'm Hund soll er sein,“ nahm nun die Galopp-Sofie das Wort. „Aber das ist schon lange her, daß man das gehört hat; ich hab schon geglaubt, er wär tot.“

„Der wird meiner Treu auch nicht viel Pflege haben, der arme Teufel,“ fuhr Sofie fort. „Geht einer jetzt zu ihm, so geschickt's aus lauter Gutheit; denn er hat ja auf Gottes Welt keine lebendige Seele bei sich als den Hund.“

„Aber wo kriegt er denn ein Essen her?“ erkundigte sich Line mit ihrer dünnen leisen Stimme.

„Ach, ich glaub, der Noj, der sieht sich manchmal nach ihm um und ist ihm in dem einen und dem anderen zur Hand; denn das ist ja so ein Eigener. Aber schlecht genug hat er's dessentwegen doch,“ sagte Sofie.

Nun konnte Mette nicht länger an sich halten, sondern mußte ihr Wort dazu geben: „Hat's aber auch nicht um ein Jota besser verdient; was hat er sich nicht wie andere Leute gehabt und die Hilfe von dort hergenommen, wo sie zu haben war.“

Per warf ihr neuerdings einen zornfunkelnden Blick zu, wurde aber vom alten Gneißel am Antworten gehindert. „Da soll mich der Teibel zerreißen, wenn das nicht wirklich wahr ist!“ sagte er und ließ eine Spudsalbe in des Nachbars Kartoffelstiecher fliegen. „Er hat sich immer eingebildet, er wär was Besseres als ein anderes, weil er nichts von der Gemeinde bekommen hat. Aber da soll mich gleich der Teibel zerreißen, wenn er deshalb was anderes ist als ein Landstreicher!“ Neue Spudsalbe in die Kartoffelgelte.

„Ja, wer möcht sich nicht gern selbst helfen, wenn er's könnte,“ seufzte die kleine, blaße Line. „Wär unserm Anders nicht die Hand von der Maschine zerschmettert worden, wir hätten uns schon auch davor gehütet, an die Gemeinde zu kommen. Es geschieht wahrhaftig nicht zum Vergnügen, so was; aber, versteht sich, Krankheit ist jedermanns Herr.“

Line kehrte sich um und hüftelte wieder.

„Was du sagst, Line, ihr habt aus dem Gemeindefädel bekommen,“ rief Per, „das kann ich nicht glauben.“

„Ja, eigentlich von der freien Armenkasse, wie sie's nennen,“ versetzte Line.

„Ach was, darauf habt ihr ein Recht; das heißt noch nicht, die Gemeinde in Anspruch nehmen.“

„Es ist doch alleweil fremder Leute Hilfe, es wird also ziemlich eins sein, wie man's nennen will,“ sagte Line.

„Der Noj, der, von dem früher die Rede war,“ begann nun Franz Danggaard, „ist der nicht beim Sotfchallstienwesen mit dabei?“

„Ja,“ antwortete Wolle Stajbaek. „Ich weiß freilich nicht, was sie eigentlich wollen, aber ich kann nun einmal ihre Fragen nicht leiden.“

„So viel weiß doch ein jedes, daß sie den König mitfammt unserem Herrgott abschaffen wollen,“ sagte die Galopp-Sofie; „denn sie möchten ja selbst den lieben Gott spielen zu guter Letzt.“

Der alte Iwer hatte bisher noch nichts gesagt; sein Gehirn arbeitete zu träge, um einem Gespräch zwischen vielen folgen zu können, und seine Gedanken standen zumeist noch Gewehr bei Fuß vor des hochseligen Königs Friedrich VI. Schlafgemach. Daher entrang sich seinem zahnlosen Mund ein lautes hohles Lachen — ein Lachen von 1830 —, als Sofies Worte von Gott und dem König allmählich in die Schneidengänge seines Bewußtseins eingedrungen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: In Vertretung Hanna Buchheim in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Metz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.